

Sabine Trinkaas lebt in Alfter bei Bonn. Sie schreibt seit 2011 Kriminalromane und Kurzgeschichten. Zuletzt erschien im Emons Verlag ihr Roman »Schnapspralinen«. »Seelenfeindin« ist ihr fünfter Roman und ihr erster Thriller.

SABINE TRINKAUS

SEELEN FEINDIN

THRILLER

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Marlene und Lars – und den Kakadu

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: MARTINA RIGOLI/Arcangel Images
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Dr. Marion Heister
Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany 2017
ISBN 978-3-7408-0083-3
Thriller
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

1

Ein Traum, hat Regine gesagt. Es ist erst wenige Stunden her. Da saßen sie auf der Terrasse in der Sonne. Tranken ein Glas Sekt, schauten den Hunden zu, die auf dem Rasen spielten. Pitt, Regines ungelenker Labrador. Und Foxi, schneeweiße Zwergpudeldame, winzig und quirlig.

»Dein Garten ist wirklich ein Traum«, hat Regine gesagt, das Glas gehoben und Konstanze zugeprostet.

Foxi ist ein alberner Name für einen Hund. Aber es war ihr Name, als Konstanze sie im Tierheim entdeckt hat. Ein alberner Name für einen albernen Hund, denn Foxi ist ganz und gar nicht das, was Konstanze eigentlich suchte. Sie wollte einen richtigen Hund, einen großen, der bellt, die Zähne fletscht und knurrt. Der wenigstens so tut, als sei er bereit, jeden zu zerfleischen, der sich ungebeten nähert. Und dann stand sie da, vor diesem Käfig, sah das zitternde kleine Bündel, das sie mit feuchten Augen ansah.

Eine unvernünftige Entscheidung. Aber sie konnte nicht anders.

Sie hat es trotzdem nicht bereut. Nicht bis heute, nicht bis zu diesem Moment, in dem sich die Tragweite der Fehlentscheidung so unerbittlich zeigt.

Jetzt ist es fast dunkel, Dämmerlicht im Garten, und Regine ist schon lange weg. Konstanze ist auf dem Weg ins Bett, hat eben alle Lichter im Wohnzimmer ausgemacht, als sie es durchs Fenster sieht. Das, was nicht sein kann, nicht sein darf, aber ist. Er ist da, da draußen.

Er steht im Garten, auf dem Rasen mit Foxi, die er mit der linken Hand hält. Foxi wedelt mit dem Schwanz, versucht, sein Gesicht abzulecken. Auch ein Alptraum ist ein Traum, nur falsch, furchtbar falsch. Konstanze möchte aufwachen, aber sie schläft nicht. Ihre Augen sind weit offen, starren die Hand an, die andere Hand mit dem Messer. Ein Anblick, der ihr Angst macht, die Augen

zur Flucht zwingt, hinüber zu den Pfingstrosen, deren berstende Blütenknospen im Dämmerlicht dunkelrot schimmern wie große Tropfen Blut, weiter zum Flieder, üppig auch die Akelei. Er ist da, er ist real, er steht da, mit Foxi, er hält sie fest, sein Blick sucht den von Konstanze, fixiert sie, er zwingt sie, hinzusehen. Zu ihm, zu Foxi, dann auf die Hand, diese Hand mit dem Messer, die er nun langsam hebt.

Sie zuckt zusammen, als die Außenbeleuchtung angeht. Es geschieht automatisch, ein Bewegungsmelder, der den Garten in gleißendes Licht taucht, die Schatten der Dämmerung vertreibt. So wollte sie es, sie wollte Licht im Garten, das jeden Eindringling beleuchtet. Sie konnte nicht ahnen, dass das Licht sie irgendwann verraten, dass ein Zeitpunkt kommen würde, in dem sie alles gäbe für undurchdringliche Dunkelheit.

Es kann nicht sein. Das würde er nicht wagen. Er kommt nicht in den Garten, niemand kommt in den Garten, dafür hat sie gesorgt. Nutzloses Gedankenexperiment, denn er ist da, hebt langsam die Hand mit dem Messer, während die andere Foxi fester packt, fest genug, dass auch der dumme, arglose Hund merkt, dass etwas nicht stimmt. Zappelt und wegwill, zurück auf den Boden, aber sein Griff ist fest, seine Hand ist stark.

Dann geht es ganz schnell, eine Bewegung, beiläufig fast, ein sauberer Schnitt quer über die kleine Kehle. Nicht einmal Zeit für einen Laut der Angst oder des Schmerzes.

Der Schnitt ist tief, da ist viel Blut, das aus der klaffenden Wunde läuft, über seine Hand, seinen Unterarm. Er trägt ein T-Shirt, der Arm nackt, glatt, sehnig, ein starker Arm, den sie einmal gemocht hat, geliebt, so wie die Hände, die den kleinen, schlaffen Körper halten.

Er blickt hoch, schaut Konstanze an und lächelt. Kein Grinsen, keine Häme, einfach ein zufriedenes, entspanntes Lächeln, als habe er eben eine gute Flasche Wein entkorkt.

Konstanze steht da und kann sich nicht rühren. Die Zeit strömt um sie herum wie eiskaltes Wasser.

Jetzt geht er in die Hocke. Legt den toten Hundekörper ins Gras. Ganz sacht, als würde er ein Kind betten.

Er legt Foxi auf den Rücken. Streicht sanft über das Fell, bevor er das Messer in den weichen, schutzlosen Hundebauch senkt, die zarte Haut.

Konstanze fühlt die eigene Haut, fühlt, wie winzige Haarwurzeln sich sträuben, sich aufrichten, lächerlicher Flaum, der Stachel sein will, um den Traum, den Alptraum abzuwehren. Panisch rasen die Gedanken, während sie zusieht, wie er schneidet. Seine Bewegung ist routiniert. Er weiß, was er tut, das kann man sehen, auch wenn man es nicht sehen will.

Konstanze sieht ihn, sieht gleichzeitig ihr Spiegelbild in der großen Fensterscheibe, die sie vom Garten trennt, sie ist hier drin, er ist da draußen, und da treffen sie sich, sein Bild und das ihre, überlappend in der gläsernen Zwischenwelt. Sie will nicht sehen, was er da tut. Aber sie kann nicht wegsehen, sie kann sich nicht rühren, sie kann nicht schreien, sie kann nur zusehen, wie er das Messer beiseitelegt, die Hand senkt in den Körper, den toten kleinen Hundekörper. Wie er sie wieder herauszieht, etwas hält, etwas ans Licht holt, was nicht ans Licht soll, nicht jetzt, jetzt nie mehr.

Es dauert einige Sekunden, bis Konstanze begreift.

Ihr Magen krampft, sauer schießt es in ihre Kehle.

Er entreißt dem kleinen, schlaffen Hundekörper glitschige Bündel. Konstanze kann die Augen nicht abwenden. Drei Mal greift er zu, legt etwas im Gras ab.

Beim vierten Mal hält er inne, schaut sie an. Er streckt die Hand aus, zeigt es ihr, klein, winzig, es scheint zu zucken, es lebt noch, aber nicht mehr lange, und sein Lächeln verschwindet.

Er starrt sie an, bewegt die Lippen.

Sie kann ihn nicht hören, da ist die Scheibe.

Aber sie muss ihn nicht hören. Sie weiß, was er sagt, sie liest es von seinen Lippen, sie hat zu oft gesehen, wie diese Lippen diese Worte formen.

Ich werde dich bestrafen, sagt er. Ich werde dich töten.

Er legt das letzte Bündel ins Gras. Steht auf, wischt sich die Hände an der Hose ab. Noch ein Blick durch die Scheibe, dann dreht er sich um. Schlendert über den Rasen, langsam, gelassen, entspannt, verschwindet um die Ecke des Hauses in Richtung des Tors, das doch abgeschlossen ist, sein muss.

Dann ist sie allein mit der Zeit, dem Garten, dem Alptraum, mit dem, was da auf dem Rasen liegt, der blutbesudelte, geschlachtete und beraubte Körper, der eben noch Foxi war, ein blöder Name für einen winzigen Hund, Foxi.

Ich werde dich bestrafen. Ich werde dich töten.

Endlich kommt erlösende Dunkelheit.

2

Patientin: Konstanze Friedrichs, geb. 18.12.1976

Stationäre Aufnahme: 24.05.2016, 09:00 Uhr

Erstgespräch (Dr. Nadja Schönberg), 24.05.2016, 15:30 Uhr

Bei Aufnahme bewusstseinsklare, allseits orientierte Patientin. Leichte Herabgestimmtheit im Rahmen des normalen Affekts. Sprache, äußere Erscheinung, Psychomotorik ohne Auffälligkeiten.

Ich beobachtete Konstanze Friedrichs genau, während sie erzählte. Lauschte auf Unebenheiten in der modulierten Stimme. Auf das Stocken, das Zögern, das sich dann einstellt, wenn der Mensch sich zwingt, das Grauen zu benennen. Dinge in Worte zu fassen, die das Bewusstsein lieber verdrängen würde.

Sie machte ihre Sache gut. Sie saß aufrecht im Sessel, hier in diesem Raum, in dem nichts daran erinnerte, dass man sich in einem Krankenhaus befand.

Zwei gemütliche Sessel, ein Sofa, Bücherregale. Dezente, beruhigende Sand- und Erdtöne, ein dicker Läufer auf dem Stäbchenparkett, der allzu laute Schritte dämpfte. An der Wand die Uhr, die geräuschlos Minuten zählte, ein kleiner Beistelltisch mit Wasserflasche und Gläsern, daneben die Box mit den Papiertaschentüchern, die signalisierte, dass Weinen eine Option war. Ein Raum, der einhüllte und beschützte, wenn man es zuließ.

Die meisten Patienten zeigen im therapeutischen Erstgespräch deutliche Anzeichen der Unruhe. Konstanze Friedrichs wirkte vergleichsweise beherrscht. Das Grauen zeigte sich nicht in der Stimme, sondern in den Augen. In dem Blick, der durch den Raum wanderte, herumirrte, noch immer überfordert mit den Bildern der Erinnerung.

Am Anfang war sie zornig gewesen. »Hören Sie auf, mich wie eine Irre zu behandeln!« Ihr Ton war kampflustig, die Augen fest auf mich gerichtet. Mit Wut konnte sie besser umgehen als mit Angst.

Genau wie ich, denn ihre Wut war folgerichtig und logisch. Trotzdem musste ich ihr die Fragen stellen, die sie ärgerten. Fragen nach dem Datum, dem Wochentag. Danach, ob sie wusste, wo sie sich befand. Und warum. Ich fragte nach ihrem Beruf, nach ihrem Geburtstag. Fragen, die absurd und belanglos wirkten. Die trotzdem nötig waren, denn nicht jeder, der hier saß, kannte die Antwort.

Ihrer Wut konnte ich professionell begegnen, mit gelassener, nüchterner Hilfsbereitschaft. Ich erinnerte sie daran, dass sie auf eigenen Wunsch hier war. Weil sie ein Problem hatte, weil sie Hilfe benötigte.

Sie reagierte rational und richtig. Entschuldigte sich für ihren Ton. »Ich brauche ein bisschen, um mich daran zu gewöhnen«, sagte sie. »Ich war noch nie irre.«

Ich ging nicht auf ihre Bemerkung ein, kommentierte weder die Wortwahl noch den Versuch, die Sache ins Lächerliche zu rücken. Dafür war später Zeit genug. Wenn ihr Zynismus in dieser Situation half, dann war das in Ordnung. Ich machte lediglich eine weitere Notiz.

Dann führte ich sie weiter. Bis zu dem Abend. Bis sie erzählte. Ohne Stocken, ohne Zögern. Weitschweifig an manchen Stellen, alles in allem aber flüssig und ruhig, sah man von den Augen ab.

Als sie wieder zu sich gekommen war, dort, im Wohnzimmer, war sie in Panik gewesen. Sie hatte sich außerstande gesehen, das Haus zu verlassen, in den Garten zu gehen. Sie hatte ihre Freundin Regine Geiger angerufen. Obwohl es spät in der Nacht war, war die ans Telefon gegangen, war sofort gekommen. Regine war hinaus in den Garten gegangen. Aber da war nichts gewesen. Kein Blut, kein Kadaver, keine Spur dessen, was Konstanze Friedrichs gesehen zu haben glaubte.

Darauf folgte das, was Regine Geiger medizinisch unpräzise und doch nicht ganz falsch als Nervenzusammenbruch bezeichnete. Ein psychischer Ausnahmezustand, eine akute Belastungsreaktion. Eine Verfassung, der mit Trost und Zuspruch nicht beizukommen war. Regine Geiger hatte umsichtig und vernünftig reagiert und sie ins

Krankenhaus gebracht. Nach einer Nacht pharmazeutisch induzierten Schlafes – Diazepam, zwei mal zehn mg – und einem Tag mit den angezeigten physischen Untersuchungen, die sämtlich ohne Befund blieben, hatte ihr der dortige Psychiater nach einem längeren Gespräch geraten, einen Spezialisten zu konsultieren. Mich.

Jetzt schwieg sie.

»Haben Sie so etwas früher schon erlebt?«, fragte ich, um das Schweigen zu brechen.

»Erlebt?« Kurz schien die Wut wieder aufzuflackern. »Wenn ich das richtig sehe, habe ich doch nichts erlebt. Darum bin ich hier, oder? Es war nicht real!«

»Formal und inhaltlich logisches Denken. Nachvollziehbarer Affekt«, notierte ich.

Sie verschränkte die Arme und lehnte sich zurück. Sprach weiter, bevor ich etwas sagen konnte. »Es tut mir leid. Ich fühle mich ... ich bin überfordert.«

Sie strich sich mit einer ungeduldigen Geste ein paar Strähnen aus dem Gesicht. Der dunkle, akkurat geschnittene Pagenkopf glänzte frisch gewaschen. Ihre Kleidung war flecken- und knitterfrei. Sie hatte sogar Make-up aufgelegt, dezent, aber sichtbar. Auch in einem psychischen Krisenzustand legte Konstanze Friedrichs offensichtlich Wert auf eine gepflegte Erscheinung.

Sie holte tief Luft. »Es ist nicht passiert.« Ihre Stimme klang ruhig, ein wenig unsicher. »Nichts von all den Dingen ist passiert. Ich versuche, das zu verstehen. Zu begreifen. Aber ich kann nicht. Ich weiß, dass Sie mir helfen wollen. Aber ich bin durcheinander. Das macht mich wütend.«

»Das verstehe ich. Aber wir kümmern uns um das Problem.« Es war wichtig, dass sie sich entspannte. Das Gefühl entwickelte, dass das, was mit ihr geschah, nicht jenseits aller Kontrolle war. Der Begriff Problem assoziierte eine Lösung.

»Sie ist weg«, sagte sie nun, die Stimme auf einmal brüchig. »Foxi. Sie ist nicht mehr da. Das heißt nicht, dass sie tot ist. Sie kann wegelaufen sein. Sich verirrt haben. Wenn er ... wenn das, was ich gesehen

habe, wirklich geschehen wäre, dann wäre da ja ... Foxi, ich meine, die ... Welpen, das, was von ihr übrig ... Ich habe Angst. Ich hatte noch nie in meinem Leben so furchtbare Angst.«

»Erzählen Sie mir davon. Was genau macht Ihnen Angst?«

Sie schüttelte langsam den Kopf. Suchte Blickkontakt. »Er«, sagte sie. »Dieser Mann macht mir Angst. Er verfolgt mich. Er bedroht mich. Er will mich töten. Und das wird er tun. Ich weiß genau, dass das so ist. Obwohl ein Teil von mir begreift, dass ich mich möglicherweise täusche. Dass etwas nicht stimmt mit meinem Gehirn, mit meiner Wahrnehmung. Was in der Folge bedeutet, dass ich die Wahl habe: Angst vor ihm oder Angst vor mir selbst. Pest oder Cholera.« Sie versuchte sich an einem Lächeln. Scheiterte kläglich.

»Sie sprechen von Klaus Wolfert, richtig? Von Ihrem Ex-Partner. Warum tut er das? Wann genau hat das angefangen?«

Sie schüttelte wieder den Kopf, diesmal schnell, hektisch fast. »Ich kann nicht ...«, murmelte sie. »Ich kann das jetzt nicht. Ich möchte mich hinlegen.«

Ich warf einen schnellen Blick auf die Uhr an der Wand. Wir hatten noch Zeit. Ich wollte weitermachen.

»Nicht jetzt«, sagte sie, als habe sie meine Gedanken gelesen. »Bitte, ich ... ich habe Kopfschmerzen. Alles geht durcheinander.« Sie hob beide Hände und bedeckte ihr Gesicht. Sie stöhnte leise. »Ich halte das nicht aus. Ich kann nicht mehr!«

Sie senkte die Hände wieder. Sah mich an.

»Ich bin verrückt«, sagte sie. Es klang, als probiere sie die Worte an wie einen Schuh oder ein Kleidungsstück. »Ich bin krank. Dafür gibt es Tabletten. Das ist nicht gut, aber man kann etwas dagegen tun. Bitte! Sie müssen mir helfen. Bitte überzeugen Sie mich davon, dass ich verrückt bin.«

3

Eine Viertelstunde. Das war die Zeit, die ich nach einem Patientengespräch mindestens brauchte. Eine Viertelstunde in meinem Arbeitszimmer am Schreibtisch, in der ich Notizen und Gedanken sortierte und ergänzte. Das, was ich gehört und gesehen hatte, in die innere und äußere Ablage verstaute.

Es gehörte zu meinem Job, die inneren Dämonen meiner Patienten in meinen Kopf zu lassen. Sie kennenzulernen, zu betrachten, sie zu analysieren und gleichzeitig sorgfältig von dem zu trennen, was zu mir gehörte. Ich kam ihnen nah. Patienten und Dämonen. Ich wusste, dass mich das zu einer guten Psychiaterin machte. Ich wusste auch, dass das nicht ungefährlich war. Auch darum war sie wichtig, diese Viertelstunde. Und darum beharrte ich darauf, obwohl das Telefon geklingelt hatte, kaum dass ich am Schreibtisch saß.

»Sie möchten zum Chef kommen!« Das Ausrufezeichen am Ende des Satzes war nicht zu überhören. Frau Krautkremer verschwendete selten Mühe darauf, den Befehlscharakter ihrer Anordnungen zu kaschieren. Umgehend! Das sagte sie nicht, aber ich hörte es auch so.

Ich schluckte sinnlose Widerworte herunter. Antwortete mit lächelnder Stimme. Nahm mir trotzdem die Zeit, die ich brauchte. Heute noch mehr als sonst. Denn ob es mir gefiel oder nicht – dieser Fall war alles andere als Routine.

Das hatte damit zu tun, dass Konstanze Friedrichs keine gewöhnliche Patientin war. Eine Tatsache, die mir natürlich bewusst war. Ich sah trotzdem kein Problem darin, sie zu behandeln wie alle anderen. Obwohl ich mich nicht daran erinnern konnte, je ein vergleichbares psychiatrisches Erstgespräch geführt zu haben. Stationär aufgenommene Patienten zeigten in der Regel eine zwar nicht unbedingt klare, aber doch deutliche Symptomatik. Meine Aufgabe bestand darin, ihnen zu helfen, die inneren Abwehrmechanismen

zu überwinden, um zu einer Krankheitseinsicht zu gelangen. Es war noch nie vorgekommen, dass mich ein Patient darum gebeten hatte, ihn zu überzeugen, dass etwas mit ihm nicht stimmte.

Der Fall versprach interessant zu werden.

Ein Gedanke, der dieses andere, das wenig professionelle Gefühl noch fütterte. Eines, das ich nur vorsichtig zuließ. Diese leise Euphorie. Endlich! Meine Chance!

Sie hatte nach mir gefragt. Konstanze Friedrichs hatte im Aufnahmegespräch den Wunsch geäußert, von mir behandelt zu werden. Das kam nicht alle Tage vor, war auch angesichts der allgemeinen Umstände überraschend. Passte allerdings ausgezeichnet, denn es war Zeit für diesen Schritt. Ich war wieder da, wo ich sein wollte.

Ich hatte ein gutes halbes Jahr in der Ambulanz der Klinik gearbeitet. Viel Routine, Stabilität, mein Weg zurück in den Klinikalltag. Eine Phase, in der ich mich darauf vorbereitet hatte, wieder die zu werden, die ich einmal gewesen war. Eine gute, erfahrene Therapeutin mit glänzender Promotion, mit Forschungstätigkeiten im In- und Ausland, einer beeindruckenden Veröffentlichungsliste. Eine Ärztin, die sich einen Ruf als erstklassige Diagnostikerin erarbeitet hatte. Die gut war in dem, was sie tat.

Ich hatte eine Krise durchlebt. Aber das änderte nichts an diesen Tatsachen. Ich hatte mir die Zeit genommen, die es gebraucht hatte, um das, was geschehen war, zu verarbeiten. Ich hatte das geschafft.

Ich musste niemandem etwas beweisen. Weder mir selbst noch anderen.

Es fühlte sich nur so an.

Ich sehe dich. Ich sehe dich schon lange, obwohl ich getan habe, als würde ich dich nicht bemerken.

Das gehört zum Spiel. Das ist es, was du willst. Gesehen werden. Von allen. Von mir.

So wie jetzt. Ich sehe dich. Wie du trinkst, immer wieder das Sektglas an deinen schönen Mund führst, es gierig leerst. Ich mag deinen Mund.

Ich mag diese Gier.

Ich mag, dass du immer häufiger zu mir hinüberschaust.

Du siehst mich länger an als sonst.

Du willst gesehen werden, auch von mir, gerade von mir, und du denkst, dass ich nicht bemerke, wie oft du mich ansiehst.

Du schlägst die Augen nieder, sobald ich deinen Blick erwidere. Du fühlst dich dann ertappt, schaust schnell auf deine Füße, schaust zu jemand anderem. Manchmal huscht ein Hauch Röte über dein Gesicht, oh, wie gut dir falsche Verlegenheit steht. Wie verlockend deine Furcht vor mir ist, noch verlockender das, was ich in der Sekunde lese, bevor du wegsiehst. In deinen Augen, die glänzen vor Verlangen. Verheißung.

Du denkst, du kannst nicht haben, was du dir heimlich so wünschst. Aber du irrst dich.

Ich freue mich auf den Moment, in dem du das begreifst.

Vielleicht heute. Vielleicht gleich. Vielleicht auf dieser Feier, ein nichtiger, unwichtiger Anlass, und doch deine Gelegenheit, zu gierig und zu schnell zu trinken. Ein kleiner Abend, der vielleicht der Beginn von etwas Großem ist. Zeit für den nächsten Zug im Spiel.

Ich sehe dir zu, wie du trinkst, betrunken wirst. Es bekommt dir. Du wirst lebhafter, größer, groß und wunderbar.

Ich komme näher, ich sehe dich, ich höre dich sprechen, höre dich lachen. Kurz ist es, als könnte ich dich riechen. Wie gern will ich dich riechen. Ich will dich trinken, wie du diesen Sekt trinkst, will dich in mich hineinschütten, gierig, ich will dich schmecken. Ich will sehen, wie du deine Flügel ausbreitest und fliegst.

Wir werden zusammen fliegen.

Du bist betrunken, deine Augen sind jetzt zu langsam, können nicht ausweichen, wollen nicht, sie bleiben da, bleiben bei mir, und aus meinem Blick und deinem Blick wird unser Blick, verschlungen, lange. Jetzt lachst du wieder, ein Lachen, das deine Unsicherheit verrät. Du hast noch immer Angst. Du glaubst nicht, was du siehst. Du bist nervös, fürchtest, mich nicht richtig zu verstehen. Hättest am liebsten Worte, die noch deutlicher sind als diese Blicke.

Aber die bekommst du nicht. Die brauchst du nicht.

Du verstehst mich völlig richtig.

Ich sehe dich an, ich sehe makellose Schönheit. Ich will dich besitzen, dich ganz und gar haben. Alles, was du bist. Alles, was du sein wirst. Das, was ich sehe, wenn ich dich anschau – so viele Möglichkeiten, Freiheit, ein Universum, in dem wir an Orte gehen, an denen du nie zuvor gewesen bist. An Orte, die du nie wieder verlassen willst.

Dorthin, wo nichts zählt außer dem, was ist.

Du und ich. Begehren, Leidenschaft, Erweckung, Erfüllung.

Du bist so schön. Du bist vollkommen.

Du weißt es noch nicht. Aber ich werde es dir zeigen.

Ich sehe dich an.

Ich lächle. Es ist Zeit.

4

Ich schlenderte durch die Flure der alten Villa, in der die Klinikverwaltung und die Therapieräume untergebracht waren. Von hier oben im zweiten Stock hatte man eine wunderschöne Aussicht auf den Park. Ein kleines, künstlich angelegtes Wäldchen, das wie eine Insel in der ansonsten so flachen und gradlinigen Landschaft der Marsch aufragte. Zwischen den Bäumen lagen dezent verstreut die modernen Neubauten, in denen sich die Zimmer der Patienten befanden. Die Sonne strahlte vom Himmel, die Blätter der Bäume bewegten sich in der leichten Brise, die hier immer zu wehen schien. Ich sah Patienten allein oder in Grüppchen über die sauber geharkten Kieswege schlendern, einige saßen auf den Bänken im Schatten und lasen. Ein schönes und friedliches Bild. Eines, dem ich misstraut hatte, als ich es zum ersten Mal sah. Gedruckt im Werbeprospekt der Klinik, den Eggers mir damals in die Hand gedrückt hatte. Ich hatte es für unmöglich gehalten, dass die Realität einer psychiatrischen Klinik mit diesem Hochglanzfoto kompatibel war. Ich hatte mich eines Besseren belehren lassen.

Verglichen mit den Orten, an denen ich vorher gearbeitet hatte, wirkte die Welt der Elbmarsch-Klinik sonderbar heil und still. Die Patienten kamen aus der gehobenen Bildungs- und Einkommenschicht. Lehrerinnen, Manager, erfolgreiche Selbstständige. Sie litten an Burn-out, an Depressionen. Zuweilen Angststörungen, ein paar Zwangsneurosen. Unglückliche, verzweifelte Menschen, aber in dieser Klinik fehlte die Hoffnungslosigkeit, die die verströmten, die zu früh verloren gingen, vor ihren Problemen in Alkohol und Drogen flüchteten und es nie geschafft hatten, in der Gesellschaft Fuß zu fassen. Laufkundschaft hatten wir sie in Hamburg genannt, Menschen in tiefen Krisen, die man aufnahm, leidlich wiederherstellte und entließ, wissend, dass es eine Frage der Zeit war, bis sie zurückkehrten.

Menschen, die nie einen Fuß in die Elbmarsch-Klinik setzen würden. Den Ort, an dem man sich Zeit nahm. Zeit, die natürlich Geld kostete, aber das war nicht mein Problem. Es war nicht an mir, das Gesundheitssystem zu reformieren. Meine Aufgabe war es, in diesem System zu funktionieren, Menschen zu helfen, da, wo ich es konnte. Es gab keinen Grund, günstige Voraussetzungen zu vermeiden, nur weil sie nicht jedem gleichermaßen zur Verfügung standen.

Das Gebäude war zauberhaft. Ein Jugendstilbau, Zeugnis einer Zeit, in der den Menschen die Schönheit ihrer Umgebung noch Geld und Aufwand wert gewesen war. Es war auch diese Schönheit, die diesen Ort so elementar von der Realität des Großklinikums in Hamburg unterschied, einem seelenlosen Zweckbau, in dem jeder Blick aus dem Fenster daran erinnerte, dass die Welt kein schöner Ort war.

Frau Krautkremer begrüßte mich mit verkniffenem Lächeln. Ich nahm das nicht persönlich. Ich hatte sie nie anders lächeln sehen. Vermutlich war es eine ihrer Schlüsselqualifikationen als Assistentin des Geschäftsführers.

»Er wartet!« Es klang, als verkünde sie großes Unheil.

Dr. Johannes Kreuznik saß hinter seinem etwas zu bombastischen Schreibtisch und rührte in seinem Kaffee. Er bot mir Platz an, schwieg, während der Löffel in seiner Tasse ein nervtötendes Klirrgeräusch erzeugte. Johannes beherrschte die kleinen Gesten des Unwillens gut.

Ich ließ ihm die Freude, duldete stumm, bis er endlich den Löffel auf die Untertasse legte.

»Und?«

Sein Schreibtischstuhl war um eine Winzigkeit höher als der Besuchersessel, auf dem ich saß. Ein wenig subtiles Signal, das aber seine Wirkung nicht verfehlte.

»Ich kann noch nicht viel sagen.« Ich lehnte mich zurück, schlug die Beine übereinander.

»Nadja, bitte!«

»Akuter Angstzustand bei Einlieferung ins Krankenhaus. Deut-

liche Verbesserung des Zustands nach Gabe von Diazepam. Die Patientin klagt nicht über körperliche Beschwerden, sieht man von Müdigkeit und Erschöpfung ab. Laut Eigenangabe keine Einnahme von Tabletten oder anderen Substanzen, am besagten Tag mäßiger Alkoholkonsum. Drogentest negativ. Klinische Untersuchungen ohne Befund.« Ich listete auf, was er längst wusste. Eine Kopie der Akte lag vor ihm auf dem Tisch. Ich stahl seine und meine Zeit. »Sie ist körperlich kerngesund.«

Er nickte ungeduldig.

»Sie ist ansprechbar, zeitlich, örtlich und situativ voll orientiert. Keine Einschränkungen in der kognitiven Leistung, keine offensichtlichen Affektstörungen. Sie zeigt Krankheitseinsicht, gute Compliance. Sobald sie sich ein bisschen ausgeruht hat, beginne ich mit intensiver Gesprächstherapie. Aber es ist zu früh für eine Diagnose. Ich bin Psychiaterin, kein Magier.«

»Man muss nicht zaubern können, um einen Verfolgungswahn zu erkennen.« Er klang ungeduldig. Fast gereizt.

»Es ist zu früh«, wiederholte ich. Versuchte, das leise Gefühl der Unruhe zu bekämpfen. Und den Ärger. Nicht über den Kollegen aus dem Krankenhaus, der diese Verdachtsdiagnose formuliert hatte. Er hatte die Bruchstücke, die er in dem Gespräch mit Regine Geiger, der Freundin, und der Patientin selbst zu fassen bekam, so zusammengefügt, dass ein ausreichend klares Bild entstand. Er hatte vollkommen korrekt die Notwendigkeit der fachärztlichen psychiatrischen Behandlung begründet. So, wie es seine Aufgabe war. Aber das reichte nicht.

Und Johannes wusste das so gut wie ich.

»Bitte«, sagte er nun. »Es ist kein guter Zeitpunkt für Empfindlichkeiten.« Er nahm die Brille ab, massierte kurz die Nasenwurzel. Warf mir einen Blick zu, der mich daran erinnerte, dass er der ärztliche Direktor dieser Klinik war. Mein Vorgesetzter. Eine Situation, die mir nicht immer behagte, mit der ich mich allerdings abgefunden hatte. Wir hatten zusammen studiert. Johannes hatte immer zu denen gehört, die ihre Karriere gradlinig planteten. Er war seinen

Weg gegangen, einen Weg ohne Stolpersteine und Fußangeln. War da angekommen, wo er sein wollte. Er leitete diese Klinik, er machte seine Sache gut. Soweit ich das beurteilen konnte.

Trotzdem gefiel mir sein Ton nicht.

»Siehst du eine Möglichkeit, sie ambulant zu behandeln?«, fragte er nun.

»Wie bitte?« Ich starrte ihn ungläubig an. »Du hast gerade von einer paranoiden Persönlichkeitsstörung geredet. Sie ist verängstigt, möglicherweise traumatisiert. An ambulante Therapie ist derzeit nicht mal zu denken.«

»Das habe ich befürchtet.« Es klang irgendwie, als sei das meine Schuld. Er räusperte sich. »Ich denke, ich rufe eine Teambesprechung ein«, sagte er. »Wir müssen darüber beraten, wie wir ihren speziellen Bedürfnissen hier gerecht werden.«

Spezielle Bedürfnisse? Das klang, als sei sie ein Monster. Eine Abnormität, die man unter Verschluss halten oder besser noch schnell loswerden musste. Das störte mich allerdings weniger als das, was der andere Teil seiner Aussage implizierte.

»Es ist mein Fall«, sagte ich.

Er schwieg. Studierte seine gepflegten Fingernägel. Er hatte schöne Hände. Er war überhaupt ein gut aussehender Mann. Erste Falten bekamen seiner eher jungenhaften Erscheinung gut. Er war schlank, ein bisschen sehnig, hatte den Körper eines enthusiastischen Freizeitsportlers. Kleidete sich lässig, aber gewählt. Johannes Kreuznik wusste, was ihm stand.

Um sein Schweigen besser zu ertragen, griff ich nach der Kaffeekanne auf dem Schreibtisch. Füllte die Tasse, die für mich bereitstand. Der Kaffee war lauwarm und bitter. Gerechte Strafe für meine Verspätung, logische Konsequenz meiner Insubordination. Ich schluckte ihn tapfer herunter.

»Die Situation ist hohsensibel«, sagte er endlich.

»Das ist mir klar«, sagte ich.

Er stand auf, ging zum Fenster. Er sah hinaus, wandte mir den Rücken zu.

»Bist du der Sache gewachsen?«

Ich zuckte zusammen, verhinderte im letzten Moment, dass lauwarmer Kaffee aus der Tasse über meine Hose schwappte. Die Frage war überflüssig. Schlimmer noch, sie war kontraproduktiv. Beleidigend fast.

»Selbstverständlich.« Ich schaffte es, einigermaßen ruhig zu klingen. »Und das weißt du so gut wie ich. Wir haben darüber gesprochen, Johannes. Wir waren uns einig. Ich bin so weit.« Und das wusste er genau.

»Ich zweifle nicht an deiner Kompetenz, Nadja. Aber die Situation ist ... ungewöhnlich. Sie hat gesagt, dass sie über dich gelesen hat. Darum will sie von dir behandelt werden. Versteh mich nicht falsch, aber das ist ...«

Ich war froh, dass er den Satz nicht beendete. Es war erstaunlich, ja, aber es gab keinen Grund, so zu tun, als sei es unbegreiflich. Noch vor einem Jahr hätte sich niemand über eine solche Aussage gewundert. Und egal, was gewesen war, ich war gut. Eine hervorragende Psychiaterin. Nichts von dem, was geschehen war, änderte etwas daran.

Johannes wandte sich mir wieder zu, strich die Haare hinters Ohr. Volles dunkles Haar, ein reizvoller Kontrast zu den blauen Augen.

»Ich will einfach nicht, dass du dir zu früh zu viel zumutest.«

Ich erwiderte seinen Blick. »Ich versichere dir, dass ich der Situation gewachsen bin. Es geht mir gut. Ich bin so weit.«

Er nickte langsam, kratzte sich am Hals. »Das sagt Eggers auch.«

»Eggers? Du hast mit Eggers gesprochen?« Erneut flackerte das Fünkchen Zorn auf. Erneut verriet sein Blick mir, dass es ratsam war, ihn zu verbergen. Mich darauf zu konzentrieren, dass es darauf nicht ankam.

»Die Situation ist sensibel«, wiederholte Johannes. »Für die Klinik, für mich, für dich, für uns alle. Ganz sicher für die Patientin. Ich dachte, es schadet nicht, mich mit ihm kurzzuschließen.«

Es klang, als sei es wirklich keine große Sache, hinter meinem Rücken mit meinem Supervisor und Therapeuten über mich zu reden.

»Wir kriegen das schon hin«, sagte er nun, kehrte zum Schreibtisch zurück. Zu viel Betonung auf dem »wir«.

»Ich konzentriere mich auf den Fall«, stellte ich klar. »Auf sie. Sie ist eine Patientin wie alle anderen. So einfach ist das.«

Drei Aussagen, zwei Lügen. Ebenso glatt wie nötig. Sie war nicht wie alle anderen. Und es würde alles andere als einfach werden. Aber das war es selten in meinem Beruf. Ich griff erneut nach meiner Tasse. Trank den Rest der mittlerweile kalten, gallebitteren Brühe. Schluckte mit ihr das leise Gefühl des Unbehagens herunter. Ich hatte, was ich wollte. Alles andere spielte keine Rolle.

Johannes kramte in den Papieren auf seinem Schreibtisch herum. Notierte etwas auf einem Zettel, den er mir über den Tisch reichte. »Das ist die Nummer ihres Agenten«, sagte er. »Sie hat ihn informiert, er hat mich angerufen. Es gibt ein paar Dinge, die er besprechen möchte. Ruf ihn bitte an, am besten sofort. Er ist ziemlich nervös.«

Ich nahm den Zettel, faltete ihn zusammen und steckte ihn in meine Hosentasche. Fing seinen Blick auf.

»Ich rufe ihn an, sobald ich Gelegenheit dazu habe. Ich muss so ein Gespräch vorbereiten.« Ich bemühte mich, jede Schärfe aus meinem Ton zu halten. Stattdessen sah ich demonstrativ auf meine Armbanduhr. »Ich mache mich am besten gleich an die Arbeit«, sagte ich. »Ich habe noch eine Menge zu erledigen.«

Johannes schenkte mir erneut ein Lächeln. Ein anderes Lächeln diesmal.

»Mach nicht zu lange«, sagte er. »Wir sehen uns später.«